

# Schlaflos auf der Insel

Wenn im Herbst riesige Tiefdruckwirbel das Azorenhoch ablösen, beginnt der Nordatlantik zu toben. Dann sucht man sich als Segler besser einen sicheren Hafen. Der allerdings kann zum goldenen Käfig werden. VON RONALD SCHENKEL

Das Kühlregal im Supermarkt bietet einen ernüchternden Anblick. Vier der fünf Regale sind leer, nur ein einziges in Plastik eingeschweisstes Käsestück ist übrig geblieben. Das oberste Regal jedoch steht vom einen bis zum anderen Ende voll mit Bechern, deren Inhalt im kühlen Neonlicht uringelb schimmert. «Gelli Sweet» steht auf dem Deckel, mit Ananasgeschmack. Ganz ohne Zweifel ein Ladenhüter. Doch nun ist «Gelli Sweet» mit Ananasgeschmack weit und breit das Einzige, was man aus einem Töpfchen löffeln könnte. Kein Joghurt, kein Quark, nicht einmal andere «Gelli Sweet»-Sorten gibt es mehr zu kaufen.

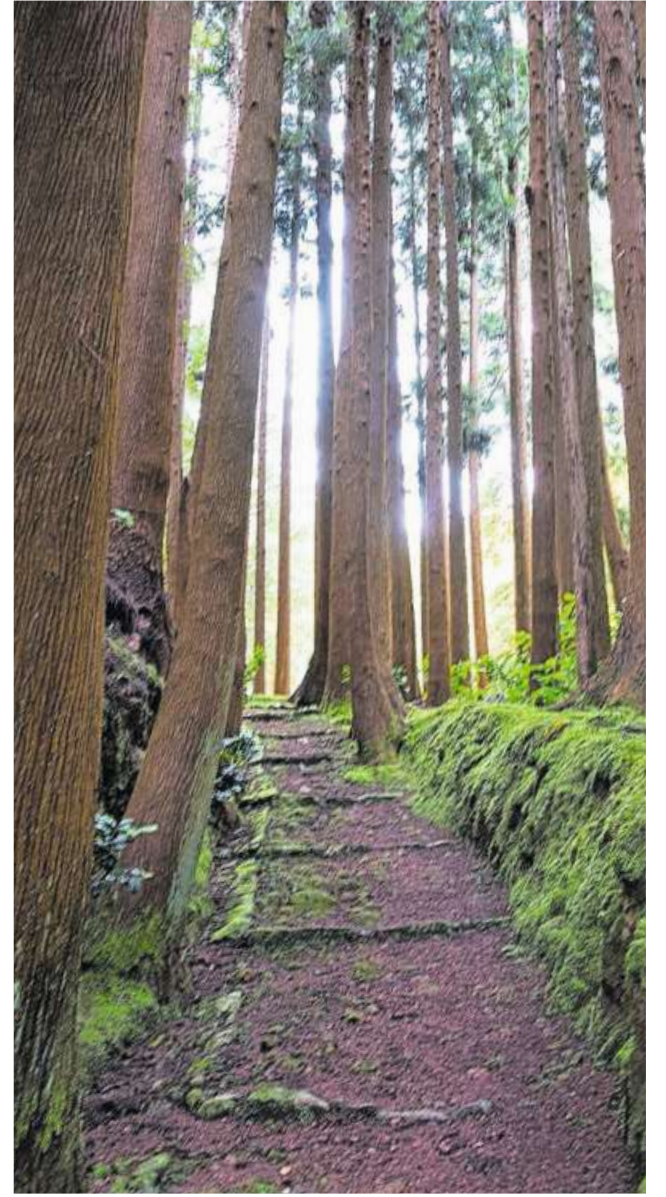
## Das Versorgungsschiff bleibt aus

Es ist Februar, und auf Santa Maria, der südlichsten der neun Azoreninseln, herrscht so etwas wie ein Lebensmittelengpass. Neben Milchprodukten sind auch Obst und Gemüse rar geworden. Nur an frischem Fisch und Fleisch herrscht kein Mangel. Aber diese stammen ja auch von der Insel oder aus dem Atlantik, der sie umspült. Der offensichtlichste Grund für die gähnende Leere: Das Versorgungsschiff ist überfällig. Normalerweise läuft es einmal pro Woche den Hafen von Santa Maria an. Es kommt alternierend entweder aus Ponta Delgada, der Hauptstadt der Azoren, 100 Kilometer im Norden, oder aus Lissabon, 1200 Kilometer im Osten.

Nun hat schon seit über zwei Wochen kein Schiff mehr angelegt. Daran mag der Seegang schuld sein: Das Meer jenseits der Hafemole tobt und brandet in schäumenden Wellen gegen das Ufer. Der Wind pfeift um die steilen Kanten der Felsen, die den Hafen schützen. Er raubt mir manchmal den Schlaf, wenn ich im Bauch der «Blue Alligator» liege, meines Bootes, mit dem ich im Juni von der Südküste der Iberischen Halbinsel losgesegelt bin.

Aber es gibt auch eine weniger dramatische Erklärung für das Ausbleiben der Versorgung. Die «Furnas», so heisst das in Ponta Delgada stationierte Schiff, sei kaputt, sagt Elisabeth. Die Österreicherin, die sich vor vielen Jahren auf den Azoren niedergelassen hat, spricht Portugiesisch und ist in der Regel über den Inselklatsch bestens informiert. Sie weiss auch, in welchem Laden es noch halbwegs frisches Gemüse gibt und wo gerade welches Brot im Angebot ist. Die 75-Jährige ist Gold wert. Aber um etwas zu ergattern, bin ich meistens doch zu spät dran, wenn ich mich endlich überwinde und den steilen Weg vom Hafen in die Stadt unter die Füsse nehme. Vila do Porto, die Hauptstadt von Santa Maria, lehrt mich neue Gewohnheiten: zum Beispiel die, mir keine Rezepte für das Abendessen im Voraus zurechtzulegen, sondern erst, wenn ich im Laden stehe.

Seit fast drei Monaten liegt mein Boot nun schon im Hafen von Santa Maria. Geplant war das nicht. Aber vieles im vergangenen Jahr verlief anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Eigentlich hatte ich den Atlantik überqueren wollen: via die Kanarischen Inseln, die Kapverden bis zu den Kleinen Antillen. Aber Corona-Regeln und Lockdowns kamen mir in die Quere. Ich segelte der



Wenn die Gedanken schwer werden, bietet Santa Marias Landschaft Trost: die kargen Flächen, die dichten Wälder, die Wasserfälle und die grünen Weiden.

BILDER ROLAND SCHENKEL

Zeit immer ein wenig hinterher und verblieb zuletzt wohl zu lange auf dem Archipel mitten im Atlantik. Als sich dann im Spätherbst das Wetter endgültig änderte und riesige Tiefdruckwirbel das berühmte Azorenhoch ablösten, brauchte ich ein Winterlager. Ponta Delgada verfügt zwar über einen grossen Hafen. Aber dieser bietet bei Stürmen wenig Sicherheit. Der Hafen von Santa Maria dagegen ist klein. Er schmiegt sich zwischen die hohen Felsen wie in eine Umarmung. Hier würde das Boot keinen Schaden nehmen.

Auch das Risiko, aufgrund eines Corona-bedingten Lockdowns eingesperrt zu werden, ist hier verschwindend gering. Das Leben geht weitgehend seinen gewohnten Gang. Alle vierzehn Tage organisiert Elisabeth ein Essen mit Freunden in einem der kleinen Restaurants irgendwo auf der Insel. Wo gibt es das sonst?

## Fremde, die Freunde werden

Die Gruppe besteht aus Niedergelassenen: drei Deutschen, zwei Österreichern, zwei Schweizern. Ich bin als einziger Segler ebenfalls eingeladen und als Mittfünfziger der Jüngste in der Truppe. Früher oder später drehen sich unsere Gespräche immer um die Pandemie und ihre Folgen: um Kinder, die man zu lange nicht gesehen hat, um Ehefrauen, die zu Hause festsitzen und nicht auf die Insel kommen können, um aufgeschobene Heimatbesuche. Dann fällt auch das Wort «Paradies». Gemeint ist natürlich Santa Maria. Mir allerdings kommt es vor, als lobten wir einen goldenen Käfig.

Im Hafen liegt auch das Schiff eines deutschen Seglers. Er sei bereits vier Jahre auf den Azoren und komme nicht weg, erzählt er. Zunächst hätten ihn Schäden, später dann die Corona-Pandemie am Segeln gehindert. Er wirkt ein wenig wie ein Gestrandeter, und ich fürchte, es könnte noch ein fünftes Jahr für ihn werden. Ich kehre rasch zurück auf meine «Blue Alligator», um das Boot auf seine Seetauglichkeit zu prü-

**Nicht nur das Boot ist mit seinen Leinen an den Steg gefesselt. Ich bin es ebenfalls, und mir fehlt die Gelassenheit, das hinzunehmen.**

fen. Natürlich entdecke ich Mängel. Sie zu reparieren oder Ersatzteile aufzutreiben, gestaltet sich auf der Insel genauso schwierig, wie eine frische Tomate zu finden.

Abgesehen von den Essen mit Fremden, die inzwischen zu Freunden geworden sind, hat die Inselhauptstadt Vila do Porto nicht viel zu bieten. Sie wirkt wie ein umgedrehter Handschuh, schmucklos und vom Meer weggedrückt. Mehr als auf den anderen Azoreninseln, die ich angelaufen habe, muss ich mich auf Santa Maria an der Landschaft festhalten, um nicht dem Trübsinn zu verfallen. Aus Sehnsucht nach der Freiheit auf dem Atlantik habe ich mein Leben in der Schweiz aufgegeben, das vielleicht

etwas gewöhnlich war, das ich aber mit Menschen teilte, die mir lieb und teuer sind. Solange ich im Hafen liege, ist es, als würde ich meinen eigenen Traum verraten und dabei auch die, die ihn mir zugestanden haben. Nicht nur das Boot ist mit seinen Leinen an den Steg gefesselt. Ich bin es ebenfalls, und mir fehlt die Gelassenheit, das einfach hinzunehmen.

Wenn die Gedanken zu schwarz werden, kann ich wenigstens die Insel erkunden. Die karge und felsige Landschaft rund um den viel zu grossen Flughafen zum Beispiel. Er wurde in der Zeit gebaut, als man auf Transatlantikflügen noch Zwischenhalte einlegen musste. Die Bauern haben die Flächen mit Mauern aus geschichteten grauen Steinen überzogen, auf denen Flechten ocker-gelb und fahlgrün verwitern.

Im Innern der Insel hingegen, am Fusse der höchsten Erhebung, des Pico Alto, wachsen in dichten Wäldern japanische Zedern, deren schlanke Stämme in schwindelerregender Höhe ein Dach aus hellgrünen Nadelästen tragen. In ihrem Schatten überzieht wassergetränktes Moos den Waldboden, und es ist, als wanderte ich im Auenland aus Tolkiens «Herr der Ringe». Auf der nordöstlichen Seite der Insel folge ich einem Bachlauf durch ein Tal mit saftigem Gras. Er führt mich zu einem Wasserfall, der gut hundert Meter über eine Felskante stürzt.

## Ferienhäuschen aus Ruinen

Die wenigen Strände der Insel bestehen aus schwarzem Sand. Doch die «rote Wüste», ein Feld, etwa so gross wie fünf Fussballplätze, ist von rost-roter Tonerde bedeckt, die an den Schuhen kleben bleibt und sich aus den Kleidern kaum mehr auswachen lässt. Vielleicht einer meiner liebsten Aussichtspunkte befindet sich am Fuss des Pico. Von dort schaue ich auf eine Landschaft aus runden Hügeln und verschlungenen Tälern. Wie hingestreuete Würfel stehen zwischen Waldstücken und Weiden kleine weisse Häuschen. Jedes trägt

einen runden Schornstein, der wie ein Periskop in den Himmel ragt. Und dahinter schimmert das Meer.

In vielen dieser Häuser wohnen heute Ausgewanderte wie die Österreicherin Elisabeth. Nicht selten haben sie das Gebäude gänzlich wiederaufgebaut, nachdem dieses vom früheren Besitzer aufgegeben worden und in sich zusammengefallen war. Einst lebten auf der Insel Santa Maria 50 000 Menschen. Die Armut hat im vorigen Jahrhundert viele vertrieben. Heute zählt man noch etwas über 5000 Einwohner. Inzwischen sind die Ruinen für Einheimische wie für Zugewanderte zu einem Geschäft geworden. Sie haben sie zu Ferienhäuschen ausgebaut.

Das lasse die Preise steigen, sagt Bernd, ein Berliner, der ebenfalls zum Freundeskreis Elisabeths gehört. Er zeigt mir ein paar der renovierten Objekte; sie haben den Charme von Puppenhäuschen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass der eine oder andere Niedergelassene mir das Bleiben schmackhaft machen möchte. Aber ich bin nur neugierig. Ich will weiterziehen, sobald die Wellenhöhe auf dem Atlantik von fünf auf zwei Meter zurückgeht und ich während einiger Tage mit stabilen Windverhältnissen rechnen kann. Natürlich sofern es die Pandemie zulässt, die mir schon so manchen Strich durch meine Segelpläne gemacht hat.

«Bleib doch einfach hier», rät auch Paolo von der Werft, wenn ich ihn wieder einmal um das eine oder andere bitte, was am Boot gemacht werden muss. «Trink ein Bier, und geniess das Paradies», sagt er dann. Aber mir reicht's. Nach einem Winter im Paradies ist es wieder Zeit für das Meer und seine kompromisslose Wirklichkeit. Die «Blue Alligator» zerrt schon an den Leinen.

## EINE AUSZEIT AUF DEM ATLANTIK

Über den ersten Teil des Segelabenteuers lesen Sie auf [www.nzz.ch/reisen](http://www.nzz.ch/reisen).



NZZ / sm